

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Der Mann, die Frau und der andere.

Nocturno.

Von Troll.

Aus jedem Hause drängten Schatten gleich wie Kengste hinter dunkeln Fenstern horchender Menschen, strömten in Straßen füllende Finsternis, die zwischen Mietskasernenfronten wie die Wässer der Sintflut flog und über den Dächern auseinander floß. Zwei Menschen schritten untergefaßt durch die stille Nacht, Mann und Frau; äußerlich einig, wie Kettenringe hingen ihre Arme ineinander, — innerlich veruneinigt durch Mißtrauen, und schwiegen großend. Der Weg war lang und die Wortlosigkeit peinigte, erregte die Nerven, ängstigte wie Schwüle vor Gewitter. Dunkel flatterten Gedanken. Einer spürte des anderen Verstörtheit.

„Dort liegt eine Leiche.“ Wie zu sich selbst sagte sie's. Er fuhr zusammen und hemmte den Fuß und fand ihren Blick in die Spalten der Jalousie vor geöffnetem Fenster und sah unter flackernden Kerzen ausgebahrt einen Toten, gefaltete Hände, das bleiche Haupt auf weißem Kissen wie aus Wachs, und vor der Bahre, geneigt unter schwarzem Tuch, ein Weib, das Gesicht in die Hände gelegt. „Totenwacht.“

Geschreckt eilten sie weiter; aber der eilige Tote lief mit ihnen. Sein wächsern Gesicht stand im Lichthof jeder Straßenlaterne; dürr griffen nahblanke Aeste danach, und Schatten tauerten trauernd umher.

Der staubfeine Regen legte sich, durchdringend, wie ein neu leinend Hemd auf die Haut.

„Wenn ich's nun war?“ fragte er in sich hinein; und Mittelst dämpfte sofort seinen Groll. Sie sollte allein, einsam ihre Strafe wandeln, allein mit dem Gesindel fertig werden, das breitbeinig wie Betrunkene, glogend, Arm in Arm sich stützend, ihr den Weg verträte: die Not und die Sorgen, Verstellung, Heuchelei und Lüge, dazu ihr heißes unruhig Blut, — sie, noch immer das liebe eigenstimmige, verwöhnte Kind wie damals, da er als übermütiges Frohnen sie mit dem Vasso der Liebe singt! Urpöblich war die Liebe gekommen, wie die Quelle springt aus Gestein. Sie sammelte sich zum Fließen und strömte dann breit und ruhig durch das Ehebett, die Landschaft der Ufer befruchtend, vor mancherlei Hindernis sich gabelnd, doch, immer rasch wiedervereinigt, dem Endziele zustrebend, der Mündung in den unendlichen Ozean, in's Delta des Todes. Nebenflüsse traten hinzu, liebedurchsonnte Freundschaft, des Stromes Kraft vermehrend.

Da kroch aus der Freundschaft die listige Schlange, bot Euen als prangende Frucht eines andern Liebe dar: sollte es wirklich dem freien, modernen Weibe verboten sein, ihrer zu genießen?

Konflikte häuften sich und störten heilige Zweieinigkeit.

Seinen wachen Sinnen ist nicht entgangen, daß von ihm selbst, wie die Pflanze vom Dunkel ab, zu dem „Andern“, dem Licht, sie sich hin neigt, — sein starrer Blick, wie die Morgenröte die Blüte, die Wange ihr färbt, — sein lustern Lächeln in ihrem Auge wie Mondglanz in der Perle von Tau sich spiegelt, — Verlangen sie zu ihm drängt, wie die Spielleute das Jungfer auf die Wiese, — die Liebe zwischen ihnen glühende Fäden spinnt wie der Spätsommer zwischen Birken, die gern zueinander möchten und es doch nicht können, — ihre Hände sich heimlich suchen, und die Berührung sie durchschauert, — in bebenden Untertönen ihrer Stimmen die Liebe singt.

Er blickt der Schreitenden ins Gesicht: wie finster, hart, die seinen Brauen zusammengerückt, die Lippen gepreßt.

„Strindberg“ murmelt er, und „Totentanz“ höhnt sie.

Zweifel schnüren sein Herz, das enge: Wissen will ich, wieweit das ländelnde Spiel nun geniehen; wissen, ob ich in ekkiger Drittgemeinschaft lebel! Wahrheit soll sein, damit Lüge und Heuchelei uns nicht vollends verderbe! So schrie es in ihm; doch sein Mund blieb verschlossen. Weil Ungewißheit ihn martert, wünscht er Gewißheit und fürchtet doch, sie nicht tragen zu können; war sie ihm doch Welt

und Menschheit, Daseins Inhalt und Zweck. Allmählich hatte sie ihm sein Selbst entwunden, Zug für Zug seiner Besonderheit unterjocht. Ihr zu gefallen, ihr zu genügen, sie zufrieden und glücklich zu sehn, hatte er sich verbrochen ins tiefste Innere, bis er sich selbst nicht mehr widerstand, alle Leidenschaften erloschen, die eigenen Wünsche verborren, er ganz und gar von ihr allein erfüllt war, ihr Leben lebte, ihre Wünsche wünschte, ihr Leid litt. Einer Meinung, eines Sinnes, wußte jeder, was der andere dachte, einer dachte, einer sprach des andern Gedanken aus. Und Langeweile begann sie zu quälen.

Da trat der Freund in ihren Kreis: eigenwillig, unbeugsam, knochig, sehnig, wihig, von Duft galanter Abenteuer umweht, und roch babel nach Stall, Wald, Feld und Wiese. — —

Ein dunkles Haustor verschluckte sie, und alle Angst der Strafe schleifte hinter ihnen drein in die tiefere Finsternis über den Flur, den nassen, überfließenden Hof, die vielen Treppenstufen hinauf bis in die Wohnung unterm Dach.

Armseelig Licht über armseligen Hausrat.

Auf hartem Beltrand saß sie, das Kinn auf die Fäuste gestemmt ... schüchtern wagte er die Frage, die Frage, die ihm in der Seele brannte.

„Laß mich! laß mich!“ schrie sie. „Ohrwürm! bohrt mir mein Herz durch und durch!“ Angst rief erschütternd aus ihr. Die Wände horchten, das ganze Haus und die Strafe lauschten, und Schatten dürftiger Möbel lagen wie erstarrt. Die schluchzende Frau füllte den Raum mit beklemmender Bangigkeit.

Er sank vor ihr nieder und umspannte ihren Schoß, flüsterle bebend ihren Namen, rieb wie ein treuer Hund seinen Kopf an ihrem Knie. Aber nachdem der Sturm sich gelegt hatte, redete er in seiner Seelennot vor sich hin:

„Ich sehe dunkel schwelende Kerzen an einer Bahre — — Müde trivialen Spiels, wird er dich abtun, ablegen wir irgend was nach dem Gebrauch, und das wächserne Ideal deiner Liebe wird zerfließen in deinen heißen Händen. — Dann hast du nichts mehr; denn mich hast du heute verloren — —“

In dieser Nacht riß das Band der Liebe. Er löste sich innerlich los von ihr, trat wie aus dumpfer Stube in sternfunkelnde Nacht hinaus in die schrankenlose Einsamkeit.

Weimar.

Von Mag Prels.

Zwei Stunden in Weimar.

Elektrische Straßenbahnen zerschneiden die „Atmosphäre“. Ein Fabrikshot dichtet in das Straßenbild hinein ein Erstickhon.

Am Frauenplan das Goethe-Haus. Die Schaufenster der Ansichtskartenhändler haben einem das Motto eingepaukt:

„Warum stehen Sie davor?“

Ist nicht Türe da und Tor?

Können Sie getrost herein,

Würden wohl empfangen sein“.

Tür ist da und Tor — von 2 bis 4 — und ich will wohl empfangen sein. Der Eintritt kostet 50 M. (Bei Schiller, siehe unten, die Hälfte.) An der Bahnsperrung vor der Reise in ein klassisches Land ein feudaler Billetverkäufer. Dann: auf den Treppen, in den Sälen uniformierte Balladenerzähler. Alles feierlich, olympisch. In jedem Raum eine Handvoll Beschauer, die schier eine Olympiade lang verweilen. Unerhört geheimräthlich. Haben nicht heute die Herzogin zum five o'clock befohlen?

Zweihundert Schritt weiter das Schiller-Haus. Eine liebe, alte Frau empfängt. Wem Goethe zu teuer ist, der spricht für 25 M. bei Schillers vor. Ja, also eine feine, weißhaarige Frau empfängt. Unkontrolliert steigt man drei sanfte Treppen hinan. Einsamkeit. — Ach, auch hier atmet das Requissit, das erinnerungsgefüllte, verklärte Ding. Jambenluft! Skandierete Seele. Auf Schillers Bett und auf seinem Schreibtisch liegen frische Blumen: Schneeglöckchen, Prie-meln ... ein paar frühe Beilchen. — Niemand wird sie anrühren, sie werden hier opfernd welken; niemand sah auch, wer sie spendend streute.

Auf Schillers Schreibtisch liegen Blumen — ach, auf Goethes Schreibtisch müßte man schon bronzene Lorbeerkränze legen — mindestens.

Das schöne, junge Fräulein flüstert — — verzehrt, aber das schöne, junge Fräulein sieht nicht ganz vestalisch aus — flüstert zu dem Geliebten, mit dem sie eben in Schillers Stubezimmer ist: „Ich würde so gerne die Alpenveilchen, die du mir geschenkt hast, hinlegen, aber ich glaube, das wäre unzeit.“ Wie niemand hinsieht, steckt das Fräulein die Alpenveilchen sehr heimlich in eine Kiste auf der Treppe. Keiner wird die Zylinder dort finden; in Jahren werden sie Staub sein. Das Fräulein hatte eine jambische Minute. Dieses Zimmer umschließt das Deutsche Reich und deutschen Reichthum. Hier ist nationales Reservat.

Auf der Straße ein Zeitungsaushang: „Die Franzosen im Ruhrgebiet: Neue Gewaltthaten!“ Die Franzosen haben das Ruhrgebiet besetzt. Die Franzosen könnten ganz Deutschland besetzen; sie könnten Weimar besetzen. Aber sie können nicht Schillers Stubezimmer besetzen — sie können es nicht...

Das Vorparlament.

Eine Erinnerung an den 31. März 1848.

Die Revolution von 1848, die keine richtige Revolution werden sollte, war in der Idee das Werk von drei Jahrzehnten. Die geistigen Führer der Bürgertums fanden allmählich zur Forderung einer allgemeinen deutschen Nationalversammlung hin. Seit dem Jahre 1839 wurde diese Idee in jährlichen Zusammenkünften der führenden Köpfe, vor allem Süddeutschlands, gepflegt. Landtagsmitglieder Badens, Hessens, Württembergs, Sachsens und anderer Staaten nahmen in diesen gemeinschaftlichen Sitzungen Fühlung miteinander, um den Weg zur staatlichen Einheit Deutschlands zu finden. Als im Jahre 1847 diese jährliche Zusammenkunft in Heppenheim an der Bergstraße in Hessen stattfand, war man darüber einig, daß der Schlangensymbolismus der Kopf abgehauen werden müsse. Mit neuen Treuschwüren, die Sache der Freiheit und der Einheit zu fördern, ging man nach Hause. Neun Monate später war die französische Republik geboren. Frische Luft wehte über den Rhein. In aller Eile trommelten die Vertrauensmänner die alten Zusammenkünfte nach Heidelberg zusammen, um möglichst rasch in den Gang der Dinge in Deutschland eingreifen zu können. Einundfünfzig Männer des Vormärz saßen bereits am 5. März in Heidelberg am Tisch und kamen zu folgendem Resultat: Die Regierungen und Völker zusammen müßten die deutsche Einheit und Freiheit zustande bringen. Da die alte Bundesbehörde, der Bundestag, keinen Schuß Pulver wert sei, sei eine deutsche Nationalversammlung anzuordnen. Bis diese gewählt sei, solle eine Kommission von sieben Vertrauensmännern erstens eine größere vollständige Versammlung von Vertrauensmännern aus ganz Deutschland nach Frankfurt a. M. einladen und zweitens einen Verfassungsentwurf für die Wahl des Parlaments ausarbeiten, der dem dann regelrecht zu wählenden Parlament als Verhandlungsbasis vorgelegt werden könne.

Diese Siebener-Kommission, von den Radikaleren und schärfer Sehenden später die „Böse Sieben“ genannt, arbeitete mit Hochdruck. An etwa fünfhundert deutsche Kapazitäten erging die Einladung zur Frankfurter Versammlung, der man dann später den Titel „Vorparlament“ gab. Am 30. März bereits, noch nicht vier Wochen nach Heidelberg, war dieses halbe Tausend Vertrauensmänner Deutschlands versammelt, darunter bereits alle die, die auch im Hauptparlament hervortraten: Gagern, Reichensperger, Beneden, Weider, Mohl, Jordan, Biebermann, Struve, Hecker, Blum, Gervinus, Bassermann, Dahmann, die Brüder Grimm, Jacoby, Simon, Uhland usw.

Dieses deutsche Vorparlament war ein durchaus revolutionärer Kongreß. Er war nicht durch Wahl zustande gekommen, er machte sich — was eben das Zeichen revolutionären Vorstoßes gegen bestehende Mächte ist — autonomisch eine neue Macht an, die bis dahin noch nicht vorhanden war. Als dieses Vorparlament am 31. März 1848 in der Paulskirche, an derselben Stätte, an der die Nationalversammlung sieben Wochen später tagte, eröffnet wurde, war die Möglichkeit gegeben, mit einem einzigen energischen Mehrheitsbeschluß die Macht an sich zu reißen. Die deutschen Fürsten wären in diesen ersten Wochen nach den Wiener und Berliner Kämpfen einer solchen Situation nicht gewachsen gewesen. Sogar der Prinz von Preußen, der, wie später sein Enkel, in der Stunde der Gefahr stiebenderweise seinen Mut bewiesen hatte, hatte in London zu Bunsen das große Wort gesprochen: „Man muß jetzt Demut üben; denn die Throne wackeln.“ Und der Bundestag hatte einen Revisionsausschuß ernannt und bat um Beiräte.

Doch es kam anders. Bereits die Eröffnungssitzung bewies, daß an eine einseitliche starke Aktion dieses Vorparlaments nicht zu denken war. In der ersten Stunde prallten Monarchisten und Republikaner zusammen. Doch war diese sachliche Differenz lange nicht so bedeutsam wie die Debatte, die am Nachmittag des 31. März über die Kompetenz der Versammlung und daran anschließend über ihre Permanenzklärung stattfand. Geradezu rührend ist es, die stenographischen Berichte zu lesen. Die Majorität dieser Männer, die sich selbst an die Spitze der Einheits- und Freiheitsbewegung gestellt hatten, grub sich selbst das Wasser ab, indem sie erklärte, sie sei nicht „kompetent“, Beschlüsse zu fassen!

Sie siegten auch in der Frage der fundamental-wichtigen Permanenzklärung des Vorparlaments, die Hecker in einer scharfen

Rede als A und O der neuen politischen Machisehung erkannte. „Wenn wir uns nicht in Permanenz erklären“, sagte er, den die bürgerliche Geschichtsschreibung glücklich zu einem Phantasten gestempelt hat, mit dieser Erfassung der politischen Situation, „und nicht die einzige Drohung, die uns auf legalem Wege zu Gebote steht: die des Beisammenbleibens gebrauchen, so haben wir die Sache der Freiheit um fünfzig Jahre zurückgeschoben.“ Er wußte, daß in dem Moment, in dem das Vorparlament wieder auseinander ging, ohne daß die endgültige Nationalversammlung durch Wahl zustande gebracht war, der hilflos gewordene Bundestag die Macht wieder in die Hand bekam und die Einzelregierungen erneut ihre partikularistisch-dynastischen Zwecke voranstellen würden. Mit 368 gegen 143 Stimmen wurde die Permanenzklärung abgelehnt. Da aber selbst die Kompetenzweiser ahnten, daß man irgendwie eine Verbindungsbrücke zu der zu wählenden Nationalversammlung schlagen müsse, so kam der lahme Kompromiß einer neuen Kommission zustande. Diesmal war es ein Fünfziger-Ausschuß, der die vorbereitenden Arbeiten für die Nationalversammlung besorgen sollte. Man war also im Grunde nicht einen Schritt weiter gekommen als in Heidelberg, als man nach sechs Tagen, am 4. April, das Vorparlament schloß. Man war zu einem großen revolutionären Schlußakt nicht gelangt.

Dies sollte bittere Folgen haben. Als am 18. Mai die auf Anordnung des Bundestags durch Wahl zustandegekommene Nationalversammlung in der Paulskirche eröffnet wurde, hatten sich die Fürsten von ihrem ersten Schrecken längst erholt. Preußen und Oesterreich schlossen den schimpflichen Vertrag von Mainz, den das Parlament nicht anerkennen wollte. Preußen und Oesterreich, auf ihre Armeen gestützt, kummerten sich den Teufel um den Protest des Parlaments. Friedrich Wilhelm lehnte die angetragene Kaiserkrone ab, da er sie nicht von Volkes Gnaden, sondern nur aus den Händen seiner Gottesgnadengenossen annehmen wollte. Anfang November war die kroatische Soldateska Herr von Wien, am 10. November zog Wrangel in Berlin ein. Der preussische Landtag flog in die Luft. Ein halbes Jahr darauf folgte ihm die Nationalversammlung. Die Reaktion stand Mitte 1849 bereits wieder in schönster Blüte.

Frühlings Erwachen in der Tundra.

Von E. Mirsky, Jenissei.

Die Natur bereitet sich auf den Frühling vor. Das heißt für euch in deutschen Landen; nun grünt bald Wald und Wiese und duften bald die Blumen und enthüllen ihre Farbenpracht, nun hallt bald Feld und Hain vom lustigen Gesang der Vögel. Nicht überall hat der Frühling ein solches Gepräge, sondern ein traurig-melancholischer Frühling ist es, ein Frühling, der nicht zur Freude kommen kann, weil ihm kein richtiger Sommer folgt, weil da, wo in Deutschland eine höhere Wärme mit ihrer reisenden Kraft einzieht, bei ihm schon wieder, Ende Juli, das Eis einsetzt — der Frühling der Tundra.

Die Tundra umfaßt den ganzen Nordrand Sibiriens, der allerdings noch nicht zur Region des ewigen Eises gehört, aber ihr doch sehr nahe verwandt ist, ein Gürtel, der eine Breite von mehreren hundert Kilometern hat. Immerhin einen Frühling hat auch die Tundra, besonders im Vergleich zu ihrem Winter. Denn im Winter ist sie nur eine unabsehbare Wüste von Schnee und Eis, ein Reich des Schreckens und des Todes. Wo die Kälte häufig schon im September das Quecksilber im Thermometer derartig gefrieren macht, daß es gehämmert werden kann, da erstirbt alles Pflanzenleben, und nur wenige Tierarten, die spezifischen Tiere des äußersten Nordens, wie Rennthiere, Bären, Wölfe können sich halten. Aber auch sie führen ein farges Leben, und wehe ihnen und wehe noch mehr dem Jäger — die Samojeden, wie alle die übrigen Randvölker, die Ostjaken, Tungusen, Jakuten sind Jäger aus Not —, der vom wilden Steppenschneesturm erfaßt wird! Wer ein Bild von der Gefährlichkeit solcher Schneestürme, selbst in weit südlicheren Gegenden Rußlands, erhalten will, lese nur Tolstois kleine Erzählung „Der Schneesturm“, und diese „Meise!“ sind nur die kleinen Brüder von dem sehr, sehr großen Steppenschneesturm. Mensch und Tier sind unrettbar verloren. Doch auch etwas wahrhaft Schönes, Erhabenes birgt die winterliche Einöde der Tundra. Es ist ein herrliches Schauspiel, wenn das hier so häufige Nordlicht seine Strahlengarben über den dunklen Nachthimmel wirft und die große Schneewüste in Purpur und Rubin funkeln läßt.

Der Frühling wirkt indes Wunder auch in der Tundra. Der Schnee löst sich, der Eispanzer wird gesprengt, die Todesstarre gebrochen. Die mächtigen Flüsse, wie Ob, Jenissei, Lena, die mehrere Meter tief gefroren waren, zerbersten ihre Eismassen und stuten wieder in starkem Laufe. Der vereiste Moorboden beginnt zu tauen, freilich nur einige Zentimeter tief; weiter reicht die Kraft der Sonne nicht. So können die geschmolzenen Schneewasser nicht in die Tiefe dringen und es bleiben Seen, größere und kleinere, Tümpel, Rinnale, Sümpfe zurück. Aber da, wo das Wasser nicht steht, treibt die Natur zur Blüte. Freilich das Auge sucht vergeblich nach einem grünenden Baum oder auch nur nach einem höheren Gesträuch; die letzten Wurzeln voraus, welche weiter in die Tiefe dringen, und daran hindert, wie gesagt, das sich nie auflösende Grundeis. Doch der Frühling will sein Recht, die unabsehbare Fläche bedeckt sich, soweit sie eben Land ist, mit dichtem, leuchtendem Moos, mit Gras, darunter viel Wollgras, mit Flechten an dem nackten Gestein, mit bunten Blümchen; an festeren Stellen wächst der höhere Wacholder, tauchen Sträucher mit kleinen Beeren auf, steht niedriges Ge-

büsch im grünen Kleid — kein überwältigendes Bild, aber doch reizvoll, wenn man so die tote Emdde plötzlich voll Leben sieht und den großen, grünen, leuchtenden Teppich durchzogen mit blauen, weißen, roten, grauen Blumentupfen.

Auch in der Tierwelt wird es lebendig. Es herrschen nicht allein Bär und Wolf, sondern vom Süden her kommen zahlreiche Scharen von Enten, Gänsen, Schwänen und anderen Wasservögeln; sie treten bisweilen in solchen Mengen auf, daß von ihrem durchdringenden Getreisch und Geschnatter in den Lüften das Ohr des Jägers betäubt wird. Auf den weiten Rasenflächen tummeln sich die Reintiere, die wilden wie die gezähmten; sie spielen eine außerordentlich wichtige Rolle für den Samojeden, den Tungusen, für alle Nordvölker. Nicht allein, daß sie ihnen als Zug- und Reittiere dienen — sie jagen mit unglaublicher Schnelligkeit dahin —, sie schaffen ihnen auch ihre ganze Existenz durch ihre Milch, ihr Fleisch, ihre Knochen, ihre Geweihe, aus denen diese Jagdvölker Angeln und Fischspeere machen, ihre Sehnen, die als Zwirn verwendet werden, ihre Felle, die ihnen Kleidung geben. Es durchziehen die Steppe auch Unmengen von Hasen und Warden und dann die von uns so geschätzten kostbaren Pelzkühe des Transurals, die Hermeline, die Schwarz-, Blau- und Silberfuchse, und vergessen wollen wir nicht, weil es ein Naturwunder ist, hier huscht im Moos und Steinicht die sibirische Spitzmaus, das kleinste Säugetier der Erde. Die Flüsse sind überaus reich an Fischen — in den Flüssen von ganz Sibirien fließt ein noch ungehobener riesiger Schatz. Das viele stehende Wasser, die Sümpfe, der Morast locken aber auch eine fürchterliche Plage herbei, der selbst die Eingeborenen kaum gewachsen sind, die für den Reisenden aber geradezu unerträglich ist: Myriaden von Mücken und Bremsen, die bisweilen in solchen Schwärmen zusammengeballt sind, daß sie den Himmel vollkommen verdunkeln.

So sieht der Frühling in Nordibirien aus, diemeil bei euch des Fleders Knospen springen und die Primeln blühen.

Strindberg im „Blauen Turm“.

Aus den Erinnerungen von Fanny Falkner.

Strindberg hat von der Ehe gefordert, daß sie ihn „mit der Menschheit durch das Weib verführe“, und dreimal ist er an dem Versuch, dieses Ideal zu erreichen, gescheitert. Während die Geschichte dieser drei Ehetragödien in seinen Werken mit so schonungslosem Bekennerdrang dargestellt ist, wußten wir bisher von seinem vierten Versuch einer „Verführung mit der Menschheit durch das Weib“ sehr wenig. Und doch hat der Sechziger noch einmal die feste Absicht gehabt, die von ihm so fürchtbar empfundenen Ehebanden auf sich zu nehmen. Es war eine Zwanzigjährige, mit der er sich verlobte: die Materin und Schauspielerin Fanny Falkner. Er kam zu dem Mädchen in nähere Beziehung, indem er in das Haus zog, in dem die Familie Falkner wohnte, und sich bei Fannys Mutter in Pension gab. In diesem Haus, das er den „Blauen Turm“ kaufte, hat er noch einige Jahre glücklichen Schaffens verlebt, und Fanny trug nicht wenig zu der milden, mürren Heiterkeit seines Herbstes bei. Er lebte mit ihr und mit der Familie so vertraut, wie es bei einem solchen mißtrauischen Fanatiker der Arbeit möglich war. Er bringt Fanny zur Bühne, nennt sie sein „Ostermädchen“, weil sie sein Bild von der Heldin des Dramas „Ostern“ verwirklichte, studiert mit ihr die Hauptrolle in „Schwanenweiß“ ein, in der sie große Erfolge erringt. Sie wird seine „Sekretärin“, er läßt sich von ihr malen, und schließlich nach einer langen Zeit des aufreibenden Anziehens und Abstoßens, während deren auch sie unter dem dämonischen Zauber des Genies steht, verlobt er sich mit ihr. Aber Fanny konnte sich nicht entschließen, den gealterten Dichter zu heiraten. Der Altersunterschied war zu groß. Ihre Beziehungen zu ihm hat sie später in einer Schrift „Strindberg im Blauen Turm“ geschildert, die jetzt in der Uebersetzung von Emil Schering bei Georg Müller in München erscheint. Die Eindringlichkeit der Beobachtung und die schlichte Ehrlichkeit der Darstellung macht dies Buch zum wichtigsten Zeugnis von den letzten Schaffensjahren des Dichters.

Mit allen Einzelheiten hat sie seine Lebensweise im „Blauen Turm“ erzählt. Am 10. Juli 1908 zog Strindberg in den „Blauen Turm“. Alles, was er aus seiner Wohnung im „Roten Hause“ mitbrachte, waren einige Koffer mit Büchern, Photographien und Kleidern, die fast alle auf den Boden kamen. Die Möbel hatte er irgendwo in Verwahrung gegeben. Er schien übel daran zu sein, als er zu uns kam; leidend, quälend, schlecht gepflegt und abgetakelt. Er gab sich auch als krank und müde aus und sprach von Krämpfen, die nach seiner Ansicht von Krebs herrührten. Er hatte es sicher nicht gut gehabt unter seinen vielen wechselnden Dienstmädchen. Die Tagesordnung wurde sofort bestimmt, bis in jede Einzelheit. Er ging sehr früh spazieren; nachdem er eine Tasse Kaffee getrunken hatte. Etwa um acht Uhr kam er zurück und setzte sich sofort an den Schreibtisch. Dann arbeitete er bis elf, bis ihm das Frühstück heruntergebracht wurde. Es bestand aus seinen Wunschnur aus einigen Butterbröden mit Anshovis und Reintierbrot. Als Strindberg in den „Blauen Turm“ einzog, hatte er die Vorstellung, ein spartanisches Leben werde ihm gut tun. Er begann auch mit diesen drei Butterbröden mit einfachem Beleg; als aber meine Mutter diesen Beleg immer appetitlicher machte, gelang es ihr auch allmählich, die Ration zu vergrößern, und es zeigte sich, daß es ging. Die Folgen blieben nicht aus. Strindberg lebte wieder auf, wurde ruhiger, munterer, setzte so viel Fleisch an, daß der Schneider seine Anzüge weiter machen mußte. Daß sein Interesse für das Häusliche stieg, drückte sich u. a. darin aus, daß er Tischzeug, Silber,

Kaffeefervice einkaufte. Einen Kaffeetocher hatte er bereits: den benutzte er jeden Tag für seinen Morgentaffee, den er von keinem anderen Tochen ließ. Strindbergs Neigung zu asketischer Lebensart, die er am Anfang dieser Epoche zeigte, hing sicherlich damit zusammen, daß er sich wirklich krank fühlte. Es ist jedoch möglich, daß dieses Gefühl zum Teil auf Einbildung beruhte — er hatte eigentlich nichts dagegen, sich gequält zu fühlen, der zu sein, der die größten Schmerzen zu tragen hatte. Ueber den Arbeitstisch, der groß und bequem war, breitete sich eine von den orientalischen Decken aus, die früher in Stockholm von umherwandernden Südländern verkauft wurden. Diese Decke nahm Strindberg fort, um sie an die Wand vor dem Schreibtisch zu hängen, dann kaufte er sich selbst eine andere in mehr „großem Stil“, die er auf den Tisch legte. Er hat selbst erklärt, dieser einfache Wandbehang, den er beständig vor Augen hatte, habe seine Gedanken auf die alten Geschichten von „Abu Casems Pantoffeln“ geführt und ihn zu dem Märchenspiel mit diesem Titel inspiriert. Diese Arbeit war die erste, die er in seinem neuen Heim ausführte. Von meinen kleinen Geschwistern lieb er, was sie von „Tausendundeiner Nacht“ besaßen; er kaufte sich mehrere Bände der Bibliothek „Saga“, darunter einige deutsche Märchen.“

Strindberg verkehrte mit der Umwelt am liebsten schriftlich und schrieb auch dem jungen Mädchen, das ihm besonders nahe stand, täglich „Promemorias“. Die innere Spannung, in der sich sein unermüdet schaffender Geist stets befand, strahlte eine nervöse Unruhe um ihn aus; auch war er außerordentlich mißtrauisch. „Mit allen seinen großen Zügen legte er Kleinigkeiten oft eine Bedeutung bei, die bestürzte. Alles in seiner Nähe wurde leicht unruhig. Er war ganz unberechenbar. Darum wußte man niemals, was kommen würde, wenn er im Telephon läutete, oder wenn man in seine Tür trat. Immer hing über unseren Köpfen die Gefahr, daß er eines Tages alle um sich vernichten könnte. In Geldfragen war er auch unberechenbar. Doch muß man sagen, daß er äußerst sparsam lebte. Einst überraschte er uns durch eine Karte mit folgendem kräftigen Inhalt: „Wo ist meine Wäsche und mein Silber? Ich kaufte für 125 Kronen, als ich hierherzog.“ Als Antwort bekam er eine Abhandlung, die ihn aufklärte. Das Silber würde sich auf seinem Platz im Büffet wiederfinden, sobald es gepuzt worden sei, was nach einem eben abgehaltenen Festessen geschehen müsse. Von der Wäsche liege sounso viel im Schrank, das übrige sei bei der Wäscherin. Diese nicht unwesentlichen Einzelheiten hatte er ganz übersehen bei der strengen Revision, die er plötzlich vorgenommen. Wenn eine Idee bei ihm entstand, mochte es sich um etwas Großes oder Kleines handeln, wurde sie sofort in Handlung umgesetzt, rücksichtslos, impulsiv, ohne daß er daran dachte, wie dieses Vorgehen auf andere wirken könnte. . . In der Frage des Aufräumens konnte er raffinierte Methoden erfinden, um den zu erreichen, den er für den Schuldigen hielt. So fiel es ihm ein, auf der obersten Latte einer Jalousie einen Knopf anzubringen, um zu sehen, ob es dem gelang, sich die Aufmerksamkeit der Aufwärterin beim Staubwischen zuzuziehen. Da alle Fenster und Balkontüren Jalousien besaßen, so war es wohl zu verzeihen, wenn eine Latte überprüngen wurde und der Knopf unberührt blieb. Denselben Trick wandte er beim „Grünen Saal“ an, wie er den Schrank mit grünen Glasscheiben nannte, in dem er seine wissenschaftlichen Manuskripte verwahrte. Er legte einen Knopf auf den Schrank und sah später nach, ob er liegengeblieben war. Falls er die Sache humoristisch genommen hätte, könnte man diesen Kunstgriff als unschuldige Zerstreung bezeichnen, aber das war kaum der Fall.

Sein gutes Herz zeigte sich auf andere Art. Besonders gegen die vielen Armen, von denen er heimgesucht wurde, und die er seine „Kunden“ nannte. Unter den Künstlingen befand sich eine Madam Nilsson, die so groß und dick war, daß sie kaum Platz im Fahrstuhl hatte. Sie stellte sich eines Tages ein, als wir noch nicht wußten, daß sie zu den besonders Begünstigten gehörte. Da Strindberg gerade ruhte, baten wir sie, etwas später am Nachmittag wiederzukommen. Als er hörte, daß sie dagewesen sei und ihn habe sprechen wollen, rief er aus: „Bohrtausend, eine Kumbin! Die dürfen Sie nicht ohne Hilfe gehen lassen!“ Dann steckte er fünf Kronen in einen Umschlag für die Alte. Weihnachten wurde immer eine Reihe Umschläge mit Geld an diese Kunden verteilt. Unter ihnen befand sich ein origineller Mann, der Abion hieß und behauptete, ein Schulkamerad von Strindberg gewesen zu sein. Er soll früher Strindberg geholfen haben und auch anderen Dichtern. An einige von diesen wurde er von Strindberg empfohlen, um Manuskripte für die Bühne abzuschreiben. Man kann nicht sagen, daß Strindberg gab, ohne zu prüfen; und er glaubte sicher nicht all die Geschichten, die ihm aufgesetzt wurden. Im Gegenteil gebot er uns, diesen Betrügnern nicht zu glauben, die sich für seine Schulkameraden ausgaben, um etwas Geld oder abgelegte Kleider zu erpressen. Oft konnte es auch geschehen, daß er Morgens in die Stadt schickte, um vornehmeren Kunden Geschenke zu bringen. Zuweilen gab er rücksichtslos seine Kleider fort. Einst konnte er seinen allerfeinsten Anzug nicht finden. Er schlug gewaltigen Lärm und sprach heftige Beschuldigungen aus. Natürlich war der Anzug gestohlen worden. Da kam Mina auf den Gedanken, er habe ihn vielleicht selbst mit allen Sachen zusammengepackt, die sie ihn hatte fortgeben sehen. Sie erinnerte sich sogar, wer dieses Paket erhalten hatte. Man schickte zu dem Betreffenden. Der war sehr enttäuscht, als ihm der elegante Anzug wieder abgenommen wurde. Nach dieser Lektion zeigte sich der freigebige Schenker sehr verdußt, hat aber keineswegs um Entschuldigung; äußerte auch sehr veröhnendes Wort über die Umstände, die er gemacht hatte.“

Altersgrenze der menschlichen Intelligenz. Ueber das Alter, in dem die geistige Leistungsfähigkeit der Menschen sich der absteigenden Richtung zuwendet, sind sich die Gelehrten durchaus nicht einig. Die Jugend insbesondere ist nur allzusehr geneigt, die Ausgeglichenheit und Mäßigung, in der das Alter die reife Frucht einer reichen Lebenserfahrung sieht, als Zeichen seniler Schwäche anzusprechen, und sie sieht sich in dieser Annahme durch eine wissenschaftliche Strömung gestützt, die das 40. Lebensjahr als die Altersgrenze der menschlichen Geisteskraft angesehen wissen will. Demgegenüber verweisen andere darauf, daß ganz im Gegenteil die Mehrzahl der Gelehrten, Schriftsteller und Künstler ihre Meisterwerke erst im vorgeordneten Lebensalter geschaffen haben, ein Hinweis, der durch eine Reihe berühmter Beispiele eine überzeugungsträchtige Unterstützung erhält. So war beispielsweise Galilei bereits 60 Jahre alt, als er seine großen wissenschaftlichen Entdeckungen machte. Im gleichen oder noch höherem Alter mußte Tintoretto sein „Paradies“, Tizian „Venus und Adonis“, komponierte Verdi „Othello“ und „Falstaff“, beendete Goethe den zweiten Teil des „Faust“, schrieb Rennerbeer die „Afritanerin“, die „Eibit“ des Coniucius, das „Weltgericht“ Michelangelo, der „Don Quixote“ des Cervantes, Wagners „Parsifal“ und die beste Dramen Ibsens sind weiterhin Schöpfungen, die von der unverminderten Schaffenskraft ihrer 60jährigen Erzeuger berechnetes Zeugnis ablegen. Und zwischen 50 und 60 Jahren verfaßte Caesar die „Kommentare“ und gab dem Kalender seine endgültige Gestalt, erfand Kepler die Logarithmentafeln und Morse den Telegraphen, fügte Hegel am Gebäude seiner Philosophie den Schlüsselstein ein, komponierte Verdi die „Aida“ und Wagner die „Meisterfänger“ und den „Nibelungenring“. Und was gar die Meisterwerke anbetrifft, die ihre Autoren zwischen dem 40. und 50. Jahre geschaffen haben, so ist ihre Zahl so groß, daß man darauf verzichten muß, sie einzeln aufzuführen. Man darf indessen den Verfechtern der These der mit dem 40. Lebensjahr erlahmenden Geisteskraft gut und gern zugeben, daß es sich hier um Ausnahmefälle der Genies handelt, und daß sich sonst allerdings mit dem 40. Jahre ein Ruhebedürfnis einzustellen pflegt, das sich bei dem Gros der Menschheit in einem Nachlassen der geistigen Spannkraft zum Ausdruck bringt.

Kulturgegeschichte

Kultur und Rasse. Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Unsere Grundeigenschaften kommen aus der Vererbung; unsere Eigenschaften stammen von den Vorfahren. Daneben laufen die Einflüsse der Lebenserfahrung, des Milieus, der Erziehung des einzelnen Menschen. Das Verhältnis dieser beiden Gruppen von Einflüssen ist eine alte Frage. Ist es wohl möglich, durch Erziehung einer Generation auf die Anlagen der späteren Generation einzuwirken? Die Frage wird jetzt von den Biologen durchgehend im verneinenden Sinne beantwortet. Durch Erziehung ist die Rasse nicht erblich zu verbessern! Unsere Kinder kommen nicht mit besseren Anlagen zur Welt als ihre Vorfahren vor vielen tausend Jahren. Unsere ganze Kultur muß also von jeder neuen Generation von neuem erworben werden. Die Völkervererbung hat nicht jene berühmte Eigenschaft, die dem Lehrer als Ziel vorschwebt, nämlich sich selbst mit der Zeit entbehrlich zu machen. Diese Erkenntnis hat ohne Zweifel etwas Niederdrückendes. Was nützt unsere ganze Kultur, unser ganzes Streben, wenn wir uns sagen müssen: es leben immer wieder dieselben Menschen, wir erzielen keine Beredelung des Ganzen! Aber der Wert der Erziehung des einzelnen Menschen wird durch diese Betrachtung nicht vermindert, sondern im Gegenteil außerordentlich gehoben. Die Erziehung erscheint als der Grundpfeiler, auf dem unsere ganze Kultur beruht. So kann also ein Volk durch zielbewusste Erziehung in kurzer Zeit, vielleicht ein, zwei Generationen, schnell auf eine Kulturstufe gebracht werden, während man bei einer Kulturvererbung mit einer äußerst langsamen Beredelung durch lange Reihen von Geschlechtern rechnen müßte.

Naturwissenschaft

Metalle in Meerestieren. Daß die Seetiere außer Eisen oft auch Kupfer enthalten, wußte man schon früher. Austeren bekommen durch ihren Kupfergehalt manchmal eine deutlich grüne Farbe und einen metallischen Geschmack. Auf das Vorhandensein von Zink in tierischen Körpern ist man erst neuerdings aufmerksam geworden. Eine junge Amerikanerin, Miss Beverly, hat leithin eine große Menge von Seetieren auf ihren Gehalt an Kupfer und Zink untersucht: Seeammonen, Seeigel, Muscheln, Krebse, Fische, Robben und Walfische. Diese Untersuchungen sind nicht so einfach, denn das Kupfer findet sich in recht geringen Mengen: 5 Teile im Durchschnitt auf 10 Millionen. Etwas reichhaltiger stellt sich das Zink ein: 4 Teile auf 1 Million. Man nimmt an, daß das Kupfer im Tierkörper eine ähnliche Aufgabe erfüllt wie das Eisen, nämlich die, Träger des Sauerstoffs zu sein, den die Körpergewebe benötigen. Ueber die Rolle des Zinks tappt man dagegen noch im Dunkeln. Manche Gelehrte vermuten, daß es irgendwie mit der Verdauung zu tun hat. Es scheint aber, daß das Zink verbreiteter ist als das Kupfer. Die großen Meeressäuger, z. B. die Walfische und die Robben, enthalten kein Kupfer, wohl aber Zink. Sonst fanden sich beide Metalle bei allen untersuchten Körpern. Die Frage nach der physio-

logischen Funktion der beiden Metalle wird sich schwer beantworten lassen. Man müßte da längere Zeit Probefütterungen mit kupfer- und zinkfreier Nahrung durchführen, was bei den geringen Prozentgehalten der Beimischung eine äußerst feine Kontrolle bedingte. In der Praxis wird sich ein solcher Versuch auf längere Zeit kaum durchführen lassen.

Technik

Aus der Geschichte des Bleistifts. Von wem die Erfindung des uns heute so unentbehrlichen Graphitbleistifts stammt, wissen wir nicht; des Erfinders Name ist verschollen und vergessen. Nach einem Bericht von Martell wurden die ersten Bleistifte im Jahre 1665 in England hergestellt. Primitive Schreibstifte und Farbstifte kannte man allerdings schon früher, aber erst nachdem im Jahre 1664 zu Borroudale in Cumberland eine Graphitgrube entdeckt worden war, begann man, den Graphit als Schreibmaterial zu gebrauchen. Die neu Graphitgrube scheint auch gleich stark ausgenutzt worden zu sein, denn bald wurde ein Gesetz erlassen, daß die Gewinnung des Graphits nur sechs Wochen im Jahre erlaubt sei. Auf dem Wege über Frankreich gelangte der Bleistift zu Ende des 17. oder zu Anfang des 18. Jahrhunderts auch nach Deutschland, wo alsbald Nürnberg der Mittelpunkt der neuen Industrie wurde. Anfangs waren an der Herstellung zwei Gewerbe beteiligt, und zwar die Schreiner, deren Arbeit es war, die hölzerne Einfassung der Stifte zu liefern und in diese sodann die Graphitstäbchen zu leimen, und die sogenannten Schroter oder Bleiweißschneider, denen die Bearbeitung des Graphits oblag. Beide Handwerker führten den Namen der „Bleiweißstoffmacher“, aber keines der beiden Gewerbe galt als selbständig. Es dauerte daher nicht lange, so entstand unter den Schreibern und Schrottern ein ganz erbitterter Kampf, der sich jahrelang hinzog, bis endlich im Jahre 1731 die Bleistiftmacherei als selbständiges Handwerk erklärt wurde. Zunächst gab es aber noch sehr strenge Gesetze für die Bleistiftmacherei. So durften z. B. nur die eigenen Söhne des Meisters in der Werkstatt beschäftigt werden oder die Söhne anderer Bleistiftmacher. Ebenso war es untersagt, daß Frauen sich an der Bleistiftmacherei beteiligten oder die Arbeit als Heimarbeit vergeben wurde. — Außer den jungstgemäß innerhalb der Stadt Nürnberg arbeitenden Bleistiftmachern tauchten nun aber allgemach auch außen vor der Stadt Bleistiftmacher auf, und diese hatten den Vorteil für sich, daß ihr Gewerbe keiner polizeilichen Beschränkung unterlag. Diese „Stümpfer“ — so nannte man sie — waren ein großer Schaden für die alleingesehnen Nürnberger Meister. Endlich gestattete man im Jahre 1755 auch den Stümpfern die so lange verweigerte Aufnahme in die Zunft, und nun erst gelangte die Bleistiftfabrikation auf ihren Höhepunkt. Zu den Stümpfern gehörte übrigens auch der Gründer der später so berühmten Bleistiftfabrik, der Bleistiftmacher Anton Wilhelm Faber. Seitdem hat sich die Bleistiftfabrikation längst über die ganze Welt verbreitet; allein das Verdienst, die deutsche Bleistiftindustrie als ein Vorbild für die ausländische auf ihre heutige Höhe gebracht zu haben, gebührt gleichwohl für alle Zeiten der alten Reichsstadt Nürnberg und ihren „Bleiweißstiftmachern“.

Die Fehler und Irrtümer eines Volkes haben immer etwas Ehrwürdiges. Eine Pflanze mit tausendjähriger Wurzel kann wohl ungenießbare oder giftige Früchte bringen, aber Unkraut ist eine solche Pflanze nicht zu nennen. Börne.

Die bayerische Justiz



drückt ihr rechtes Auge zu, während sie nach links barmherzig die Wohnungsnot lindert,